

Ich muss sein Vertrauen zurückgewinnen, dachte sie. Sie nahm Keron die Tasche ihres Vaters ab, stellte sie auf den schmalen Tisch und öffnete sie. Nachdem sie den Brenner herausgenommen hatte, zündete sie ihn an und stellte die Flamme richtig ein. Draußen im Flur erklangen Schritte.

»Wir brauchen mehr Licht«, murmelte ihr Vater.

Sofort wurde der Raum erfüllt von einem blendend weißen Licht. Tessia duckte sich, als ein leuchtender Ball sich an ihrem Kopf vorbeibewegte. Sie starrte ihm nach und bereute es sofort. Das Licht war zu hell. Als sie den Blick abwandte, trübte ein runder Schatten ihre Sicht.

»Wird das genügen?«, erklang eine Stimme mit einem eigenartigen Akzent.

»Vielen Dank, Herr«, hörte sie ihren Vater respektvoll sagen.

Herr? Tessias Magen krampfte sich zusammen. Im Herrenhaus hielt sich gegenwärtig nur ein Mensch auf, den ihr Vater so anreden würde. Doch mit der Erkenntnis kam ein Gefühl der Rebellion. *Ich werde vor diesem Sachakaner keine Furcht zeigen*, beschloss sie. *Obwohl wahrscheinlich keine Gefahr besteht, beim Anblick irgendeines Menschen zu erzittern, solange ich nicht richtig sehen kann*, fügte sie im Geiste hinzu. Dann rieb sie sich die Augen. Der dunkle Fleck trat langsam wieder in den Hintergrund. Sie blinzelte zur Tür hinüber und sah zwei Gestalten dort stehen.

»Wie schätzt du seine Chancen ein, Heiler Veran?«, fragte eine vertrautere Stimme.

Ihr Vater zögerte, bevor er antwortete. »Schlecht, Mylord«, gestand er. »Seine Lungen sind durchstochen. Eine solche Verletzung ist im Allgemeinen tödlich.«

»Tu, was du kannst«, wies Lord Dakon ihn an.

Tessias Sicht war inzwischen so weit wiederhergestellt, dass sie die Gesichter der beiden Magier ausmachen konnte. Lord Dakons Miene war grimmig. Sein Begleiter lächelte. Sie konnte jetzt genug sehen, um seine breiten sachakanischen Züge zu erkennen, die kunstvoll geschmückte Jacke und die Hosen, die er trug. Sie bemerkte auch das juwelenbesetzte Messer in der Scheide an seinem Gürtel, das die Sachakaner trugen zum Zeichen dafür, dass sie Magier waren. Lord Dakon machte eine leise Bemerkung, und die beiden Männer verschwanden. Tessia hörte, wie ihre Schritte sich auf dem Flur entfernten.

Plötzlich erlosch das Licht, und sie standen im Dunkeln. Tessia hörte ihren Vater leise fluchen. Dann wurde der Raum wieder hell, wenn das Licht auch nicht mehr so grell war wie zuvor. Als sie aufblickte, sah sie Keron mit zwei großen Lampen eintreten.

»Ah, danke«, sagte Tessias Vater. »Stell eine hierhin und die andere dorthin.«

»Brauchst du sonst noch irgendetwas?«, fragte der Haushofmeister. »Wasser? Tücher?«

»Im Augenblick brauche ich vor allem eins: Informationen. Wie ist das geschehen?«

»Ich bin... ich bin mir nicht sicher. Ich habe es nicht beobachtet.«

»Hat irgendjemand etwas beobachtet? Bei so vielen Verletzungen ist es leicht, eine zu übersehen. Eine Beschreibung, welche Körperteile die einzelnen Schläge getroffen haben...«

»Niemand hat etwas gesehen«, antwortete der Mann schnell. »Niemand außer Lord Dakon, diesem Sklaven und seinem Herrn.«

Ein Sklave? Tessia schaute auf den verletzten Mann hinab. Natürlich. Die gebräunte Haut und das breite Gesicht waren typisch sachakanische Merkmale. Plötzlich ergab das Interesse des Sachakaners einen Sinn.

Ihr Vater seufzte. »Dann bring uns etwas Wasser, und ich werde eine Liste von Dingen aufschreiben, die du bei meiner Frau abholen musst.«

Der Haushofmeister eilte davon. Tessias Vater sah sie mit grimmiger Miene an. »Das wird eine lange Nacht für dich und mich.« Er lächelte schwach. »Bei Gelegenheiten wie dieser muss ich mich fragen, ob du die Vorstellungen deiner Mutter deine Zukunft betreffend nicht vielleicht doch verlockend findest.«

»Bei Gelegenheiten wie dieser kommen mir solche Überlegungen niemals in den Sinn«, beschied sie ihn. Dann fügte sie leise hinzu: »Diesmal werden wir vielleicht Erfolg haben.«

Seine Augen weiteten sich, dann drückte er die Schultern ein wenig durch.

»In diesem Fall sollten wir gleich anfangen.«



2

Es war niemals einfach und nur selten erfreulich, für einen sachakanischen Magier den Gastgeber zu spielen. Von allen Aufgaben, die in dieser Zeit von den Dienstboten verlangt wurden, verursachte die Ernährung ihres Gastes das größte Ungemach. Wenn man Takado eine Speise servierte, die er schon einmal gegessen hatte, wies er sie zurück, selbst wenn ihm das Gericht gut geschmeckt hatte. Die meisten Speisen mundeten ihm jedoch nicht, und er hatte einen großen Appetit, sodass für jede Mahlzeit erheblich mehr Gänge zubereitet werden mussten, als sie normalerweise für zwei Personen vonnöten gewesen wären.

Der Lohn dafür, dass sie die Ansprüche dieses Gastes ertrugen, war ein großer Überschuss an Essen, das im Anschluss an die Mahlzeiten unter den Mitgliedern des Haushalts aufgeteilt wurde. *Wenn Takado noch viele Wochen bleibt, würde es mich nicht überraschen festzustellen, dass meine Diener ein wenig rundlich geworden sind*, überlegte Dakon. *Trotzdem wäre es Ihnen sicher lieber, wenn der Sachakaner weiterzöge.*

Genauso wie ich, fügte er im Geiste hinzu, als sein Gast sich zurücklehnte, auf seinen üppigen Leib klopfte und rülpste. *Vorzugsweise zurück in sein Heimatland, was wahrscheinlich ist, wenn man bedenkt, dass er den größten Teil Kyralias durchreist hat und dies das Herrenhaus ist, das dem Pass am nächsten liegt.*

»Ein hervorragendes Mahl«, erklärte Takado. »Habe ich in diesem letzten Gericht eine Spur Glockenwurz bemerkt?«

Dakon nickte. »Einen Vorteil hat es, nahe der Grenze zu leben – gelegentlich kommen sachakanische Händler hier vorbei.«

»Das überrascht mich. Mandryn liegt nicht an der Straße nach Imardin.«

»Nein, aber gelegentlich blockieren Frühjahrshochwasser die Hauptstraße, und dann führt der beste Weg mitten durch unser Dorf.« Er wischte sich mit einem Tuch den Mund ab. »Wollen wir uns ins Wohnzimmer zurückziehen?«

Als Takado nickte, hörte Dakon einen schwachen Seufzer der Erleichterung von Cannia, die heute Abend bei Tisch aufwartete. *Zumindest haben die Dienstboten diese*

Strapazen für heute Abend hinter sich, dachte Dakon müde, während er aufstand. Meine enden nicht, bis der Mann einschläft.

Takado erhob sich und trat vom Tisch weg. Er war einen vollen Kopf größer als Dakon, und seine breiten Schultern und das flächige Gesicht ließen ihn noch massiger erscheinen. Unter einer Schicht weichen Fetts hatte er den Körperbau eines typischen Sachakaners – stark und groß. Dakon wusste, dass er neben Takado jämmerlich dünn und klein wirken musste. Und bleich. Auch wenn die Sachakaner nicht so dunkel waren wie die Lonmars aus dem Norden, war ihre Haut doch von einem gesunden Braun, das mit Farbe zu erzielen kyalrische Frauen seit Jahrhunderten versuchten.

Was sie immer noch taten, obwohl die Sachakaner davon abgesehen allgemein verachtet und gefürchtet wurden. Dakon ging seinem Gast voran aus dem Speisezimmer. *Sie sollten stolz sein auf ihren Teint, aber nachdem wir darin jahrhundertlang einen Beweis dafür gesehen haben, dass wir eine schwache, barbarische Rasse sind, lässt sich das wohl nicht so leicht ins Gegenteil verkehren.*

Gefolgt von Takado betrat er das Wohnzimmer. Der Sachakaner ließ sich in den Sessel fallen, den er für die Dauer seines Aufenthalts als den seinen beschlagnahmt hatte. Der Raum wurde von zwei Lampen erhellt. Obwohl er den Raum mühelos mit einem magischen Licht hätte beleuchten können, zog Dakon den warmen Schein von Lampenlicht vor. Es erinnerte ihn an seine Mutter, die kein magisches Talent besessen und es vorgezogen hatte, die Dinge auf »die altmodische Art« zu tun. Sie hatte das Wohnzimmer auch eingerichtet und möbliert. Nachdem ein anderer sachakanischer Besucher, beeindruckt von der Bibliothek, beschlossen hatte, dass Dakons Vater ihm mehrere wertvolle Bücher schenken würde, hatte sie entschieden, solche Besucher zukünftig in einem Raum zu empfangen, der den Anschein erweckte, voller unbezahlbarer Schätze zu sein, bei denen es sich jedoch in Wirklichkeit um Kopien, Fälschungen oder weniger kostspielige Dinge handelte.

Takado streckte die Beine aus und beobachtete, wie Dakon aus einem Krug, den die Diensten für sie bereitgestellt hatten, Wein einschenkte. »Also, Lord Dakon, denkt Ihr, dass Euer Heiler meinen Sklaven retten kann?«

Dakon nahm keine Sorge in der Stimme des Mannes wahr. Er hatte auch keine Sorge um das Wohlergehen des Sklaven erwartet – nur die Art von Anteilnahme, die ein Mann für zerbrochenes Eigentum zeigte, das repariert wurde. »Heiler Veran wird sein Bestes geben.«

»Und wie werdet Ihr ihn bestrafen, sollte er scheitern?« Dakon reichte Takado einen Weinkelch. »Ich werde ihn nicht bestrafen.«

Takado zog die Augenbrauen hoch. »Woher wisst Ihr dann, dass er sein Bestes tun wird?«

»Weil ich ihn kenne und ihm vertraue. Er ist ein Ehrenmann.«

»Er ist Kyalier. Mein Sklave ist wertvoll für mich, und ich bin Sachakaner. Woher soll ich wissen, dass er nicht aus reiner Bosheit mir gegenüber den Tod des Mannes herbeiführen wird?«

Dakon setzte sich und nahm einen Schluck Wein. Es war kein guter Wein. Sein Lehen erfreute sich keines für den Weinbau günstigen Klimas. Aber der Wein war stark und

würde den Sachakaner geneigt machen, sich möglichst früh für die Nacht zurückzuziehen. Dakon bezweifelte jedoch, dass der Wein seine Zunge lösen würde. Er hatte es auch an den vorangegangenen Abenden nicht getan.

»Weil er ein Mann von Ehre ist«, wiederholte Dakon.

Der Sachakaner schnaubte. »Ehre! Unter Dienstboten? Ich an Eurer Stelle würde die Tochter nehmen. Sie ist gar nicht so hässlich für eine Kyralierin. Sie wird einige Kniffe der Heilkunst gelernt haben und würde ebenfalls eine nützliche Sklavin abgeben.«

Dakon lächelte. »Es ist Euch während Eurer Reisen gewiss nicht entgangen, dass die Sklaverei in Kyralia verboten ist.«

Takado rümpfte die Nase. »Oh, das konnte mir nicht entgehen. Niemandem würde es entgehen, wie schlecht Eure Dienstboten ihrer Herrschaft aufwarten. Mürrisch. Töricht. Unbeholfen. Es war nicht immer so, und das wisst Ihr. Euer Volk hat die Sklaverei einst willkommen geheißen, als sei es seine eigene Idee gewesen. So könnte es wieder sein. Ihr würdet vielleicht den Wohlstand zurückgewinnen, an dem sich Eure Urgroßväter erfreut haben.« Er leerte den Wein mit wenigen Schlucken und stieß dann einen anerkennenden Seufzer aus.

»Seit dem Verbot der Sklaverei erfreuen wir uns eines größeren Wohlstandes denn je«, erwiderte Dakon, während er sich erhob, um ihrer beider Kelche wieder aufzufüllen. »Die Sklavenhaltung ist nicht einträglich. Wenn man sie schlecht behandelt, sterben sie, bevor sie nützlich werden; oder aber sie rebellieren oder laufen davon. Behandelt man sie gut, kostet es genauso viel, sie zu ernähren und zu beherrschen, wie es bei freien Dienstboten der Fall ist, aber sie hätten keinen Grund, ihre Arbeit gut zu machen.«

»Keinen Grund als Furcht vor Strafe oder Tod.«

»Ein verletzter oder toter Sklave ist für niemanden von Nutzen. Ich kann nicht erkennen, in wieweit es einen Sklaven ermutigen soll, in Zukunft vorsichtiger zu sein, wenn Ihr ihn totschat, weil er Euch auf den Fuß getreten ist. Sein Tod wäre nicht einmal ein Exempel für andere, da keine andere Sklaven hier sind, um daraus zu lernen.«

Takado ließ den Wein in seinem Kelch kreisen. Seine Miene war undeutbar. »Ich bin wahrscheinlich ein wenig zu weit gegangen. Nachdem ich monatelang mit ihm auf Reisen war, bin ich seiner Gesellschaft gründlich müde geworden. So würde es Euch ebenfalls ergehen, müsstet Ihr Euch bei dem Besuch in einem fremden Land mit nur einem einzigen Dienstboten begnügen. Welcher König auch immer sich dieses Gesetz ausgedacht hat, ich bin davon überzeugt, dass er die Sachakaner damit nur bestrafen wollte.«

»Zufriedene Diener geben bessere Gefährten ab«, sagte Dakon. »Es ist mir eine Freude, mit meinen Leuten zu sprechen und mit ihnen Umgang zu pflegen, und es scheint ihnen nichts auszumachen, für mich zu arbeiten. Würden sie mich nicht mögen, würden sie mich nicht auf mögliche Probleme im Lehen aufmerksam machen oder mir Wege aufzeigen, um meine Ernteerträge zu mehren.«

»Wenn meine Sklaven mich nicht auf Probleme auf meiner Domäne aufmerksam machen oder das Beste aus meinem Land herausholen würden, würde ich sie töten lassen.«